

Der Hausfreund

Unterhaltungs-Beilage

zur

Deutschen Rundschau

Nr. 123

Bromberg, den 31. Mai 1933.

Graf Lewenborg und die Bagantin.

Roman von Hans Possendorf.

Urheberschutz für (Copyright by) A. S. Rohrbacher Verlag
Berlin-Nichtersfelde.

(3. Fortsetzung)

(Nachdruck verboten.)

Die Richter sahen den Grafen verblüfft an und tauschten auch untereinander erstaunte Blicke: Das war noch nicht dagewesen, daß ihr strenger Obrist eine so müde Auffassung vertrat!

Ein hitziger Meinungsaustrausch begann. Der gelehrte Leutnant redete auf die jüngeren Richter ein. Die blickten immer wieder nach ihrem Obristen. Mit keinem Wort beteiligte sich der Graf mehr an der Beratung, aber sein Ausspruch war doch nicht ohne Einfluß geblieben.

Erst nach einer Viertelstunde kam man zur Abstimmung, und das Urteil wurde mit sieben gegen sechs Stimmen gefällt. Der Schreiber protokollierte es, erhob sich dann und verkündete:

„Das Regimentsgericht des Kürassierregimentes Graf Lewenborg spricht den Eskadronschmied Kuska der Eskadron Bratt von der Beschuldigung, einer Frauensperson Gewalt angetan und ihr die Barschaft geraubt zu haben, frei. Der Angeklagte wird jedoch wegen versuchten Raubes einer goldenen Kapsel zu zwanzig Stockhieben verurteilt. Gegeben im Lager vor Prag am 26. September 1648.“

Der Obrist erklärte die Sitzung als geschlossen und erhob sich von seinem Sessel.

Da trat der alte Rittmeister auf den Grafen zu. „Herr Obrist, ich empfinde es als Schande, länger in einer Armee zu dienen, in der ein solches Urteil gefällt wird. Ich bitte, mein Gesuch um meine Entlassung an Seine Durchlaucht, den Pfalzgrafen, weiterzugeben.“

„Wie Ihr wollt, Herr Rittmeister,“ entgegnete Graf Lewenborg matt, wandte ihm den Rücken und ging mit seltsam unsicheren Schritten in sein Zelt.

Dort schlug er die Hände ineinander, hob sie gen Himmel und betete: „Gott sei mir Sünder gnädig und laß mich an diesem Rinde gutmachen, was ich gegen deine heiligen Gebote gesündigt.“

Seltame Begegnung.

Vergebens hatte Graf Lewenborg versucht, beim Generalquartiermeister zu erwirken, daß die verhaftete Gauklerin vom Generalprofos der Armee wieder seinem Regimentsprofos übergeben werde. Der Generalprofos, der sich durch strenge Zucht beim Pfalzgrafen beliebt machen wollte, hatte erklärt, daß die Gefangene, nachdem der Fall Kuska abgeurteilt sei, als Zeugin doch nicht mehr in Frage kommen könne. Er werde sich also an seine Vorschriften halten und die Dirne, die ja keine Angehörige der Armee sei, aus eigener Machtvollkommenheit abstrafen — durch Auspeitschung, Brandmarkung und Verweisung aus dem Lager.

Nur mit Mühe war es gelungen, unter dem Vorwand einer durchaus nötigen nochmaligen Vernehmung einen Fassierschein zum Gefängnis des Generalprofos für sich und seinen Schreiber zu erhalten. — — —

Um halb zehn Uhr abends betrat der Regimentschreiber des Regiments Lewenborg, ein kleines, spindeldürreres Kerlchen, das Zelt des Obristen.

„Herr Graf, es ist Zeit.“

„Hast du alles Nötige bei dir?“ fragte Lewenborg, während er seinen Degen umschnallte.

„Alles, Herr Graf!“

„Wo denn?“

„Auf dem Rücken, unter dem Mantel.“

„Dreh dich mal um! Sehr gut, — nichts zu sehen. — Ist Fritz mit dem Pferd da?“

„Jawohl, er wartet draußen.“

Sie verließen das Zelt. Graf Lewenborg saß auf und ritt im Schritt auf dem kürzesten Wege aus dem Lager und dann querselbein. Sein Schreiber und sein Bursche gingen zu Fuß an seiner Seite. Es war eine stockdunkle Nacht. Nur ein kleines Feuer, das über die Felder herüberleuchtete, zeigte ihnen den Weg zu dem einsamen Gehöft, das der Generalprofos als sein Gefängnis eingerichtet hatte. Als sie in die Nähe des halbverfallenen Hauses kamen, machten sie einen großen Bogen und kamen östlich davon auf die Landstraße. Bei einer Baumgruppe hielt der Obrist an und sprang vom Pferde.

„Hier wartest du, Fritz, ich komme! Und pass' auf, daß du später möglichst ungesehen zu meinem Zelt zurückkommst! Sollte ich aber bis kurz vor Sonnenaufgang nicht wieder hier sein, so führst du das Pferd zurück zum Stall.“

„Der Herr Graf kann sich in allem fest auf mich verlassen,“ erwiderte der treue Bursche. „Kein Mensch wird aus mir ein Wort herausbringen.“

„Und aus mir erst recht nicht!“ warf der kleine Schreiber ein.

„Bravo, Kerls!“ lobte Lewenborg. — „Also kommt!“

Der Graf und sein Schreiber gingen zu Fuß davon, machten abermals einen großen Bogen um das Gehöft und schritten dann auf der Landstraße von der Lagersseite her direkt darauf zu.

„Hast du festgestellt, ob die Posten auch bestimmt um zehn Uhr abgelöst werden?“ fragte Lewenborg noch, kurz ehe sie an dem Hause anlangten.“

„Jawohl, Herr Graf. Es ist ganz sicher.“

„Halt! Wer da?“ schallte ihnen in diesem Augenblick eine Stimme entgegen, denn in dem schwachen Schein des dürftigen Feuers konnten die Posten nur zwei dunkle Gestalten erkennen.

„Obrist Graf Lewenborg!“ rief ihnen der Graf zu und trat dicht an das Feuer.

„Ich habe eine Gefangene zu verhören. Hier ist der Fassierschein für mich und meinen Schreiber.“ Er hielt den beiden Posten das Papier hin.

Die Soldaten konnten nicht lesen und weckten den Korporal. Der grüßte den Schein und sagte dann zu dem einen Soldaten:

„Barbara Ulmer — das ist die kleine, rothaarige Dirne. Führ' den Herrn Obristen hin!“

Der Wachtposten entzündete eine Talgkerze und schritt dem Grafen und dessen Schreiber voran in den Keller des verfallenen Gebäudes. Vor einer rohen Holztüre machte er Halt, schob den Riegel zurück und fragte: „Besteht der Herr Obrist, daß ich hier bleibe?“

„Nein, geh' nur zurück auf deinen Posten, mein Sohn! Wir brauchen dich nicht.“

Der Mann reichte dem Schreiber die Kerze, grüßte stramm und stolperte den dunklen Kellergang zurück.

Als der Soldat außer Hörweite war, sagte Graf Lewenborg, indem er dem Schreiber die Kerze aus der Hand nahm: „Du wartest also hier im Gang ein paar Minuten, verläßt dann das Haus und sagst zu den beiden Posten, daß ich dich nochmals weggeschickt hätte, um ein Prozeßprotokoll zu holen. Dann ist deine Rolle in diesem Stück zu Ende gespielt.“

„Jawohl! Herr Graf!“ — Der kleine, dürre Schreiber löste das flache Bündel, das er unter den Mantel auf dem Rücken gebunden hatte, und überreichte es dem Obristen.

Graf Lewenborg klemmte es unter den Arm, nickte seinem Schreiber freundlich zu, öffnete leise die Holztür und trat über die Schwelle des dunklen Kellerraumes.

In dem schwachen Kerzenlicht sah er zunächst nichts als einen Haufen Stroh. Dann gewahrte er eine kupferrote Haarmähne. Die junge Gauklerin hatte sich völlig in dem Stroh vergraben, um vor der feuchten Kälte dieses Gewölbes Schutz zu finden.

Der Obrist trat leise näher und nun vernahm er regelmäßige Atemzüge, die ihm anzeigten, daß die Gefangene in diesem Schlafe lag. Mit vorsichtiger Hand schob er das Stroh ein wenig zur Seite und sah zwei dünne, gelbe Arme, die den kleinen schwarzen Kater zärtlich umschlungen hielten. Von dem Gesicht des Mädchens war nichts zu sehen, denn die kupferroten Haare deckten es ganz zu.

Graf Lewenborg wollte das wirre Gelock zurückstieben. Da fuhr der kleine Kater sauchend aus dem Schlaf empor und funkelte ihn mit seinen grünen Augen bedrohlich an. Gleich aber ließ sich das Tierchen wieder mit einem leisen Weflaut auf das Lager sinken und leckte sich die durch den Draht verletzten Pfötchen. Das Mädchen begann sich zu bewegen, strich im Halbschlaf zärtlich über das Fell des Tierchens, fuhr dann plötzlich, den Lichtschein bemerkend, mit einem Ruck empor und starrte erschreckt auf den fremden Offizier.

Graf Lewenborg sah staunend die eigenartige Schönheit dieses Kindes. Der Blick der übergroßen, schwarzen Augen, die das schmale Gesichtchen ganz beherrschten, machte ihn so betroffen, daß er ganz vergaß, das Wort an die Gefangene zu richten.

„Was wollt Ihr von mir?“ fragte das Kind endlich mit zitternder Stimme. „Was habe ich denn Böses getan, daß Ihr mich sträuben und brennen wollt?“

Graf Harald Lewenborg fühlte, wie ein kaum bekanntes Gefühl, eine Welle heißen Mitleids in ihm emporstieg. Er wollte ein tröstendes Wort sagen, doch eine tiefe Erregung schnürte ihm die Kehle zu. So kniete er wortlos neben dem Mädchen nieder, und während seine Linke die flackernde Kerze hielt, strich er ihm mit der Rechten sanft über Stirn und Haar.

Da sah ihn das Kind mit einem Ausdruck an, als erlebe es etwas unsäglich Wunderbares, schlang plötzlich die mageren Arme um seinen Hals und barg aufschluchzend den Kopf an seiner Brust.

Der Graf empfand nichts von Erstaunen darüber. So natürlich erschien es ihm plötzlich, daß dieses Kind bei ihm Schutz suchte, daß er es fest an sich presste und sagte: „Hab' keine Furcht, Barbaral! Es soll dir kein Leid geschehen. Ich Sorge dafür, — und wenn ich dich mit meiner Waffe verteidigen müßte.“

Fassungslös erstaunt und beglückt hob sie den Kopf: „Ihr wißt meinen Namen? Kennt Ihr mich denn?“ Und ihre großen, schwarzen Augen betrachteten den Grafen forschend, — sein schmales, leicht gerötetes Gesicht mit der Adlernase und der harten Furchen um den Mund, — die hohe Stirn, — die klaren, stahlblauen Augen, — das hellblonde Haar, das an den Schläfen schon leicht ergraut war. — Aber sie konnte sich nicht erinnern, die Züge schon je gesehen zu haben.

Erst nach einer Weile beantwortete der Graf Barbaras Frage: „Du hast ja deinen Namen bei dem Verhör vor dem Generalprokos selbst angegeben; daher weiß ich ihn.“

„Und weshalb wollt Ihr mich dann retten?“

„Weil ich eine Schuld gegen dich gutzumachen habe. Durch meinen Einfluß ist der Mensch, der so schändlich an

dir gehandelt hat, der verdienten Todesstrafe entgangen. Ich konnte nicht anders urteilen. Aber ich will nicht, daß du, die Unschuldige, leiden mußt, während der Schuldige straflos ausgeht. Deshalb bin ich gekommen, um dich zu sehen und zu befreien.“

„Dann wißt Ihr alles, was in der vorigen Nacht geschehen ist?“ fragte Barbara, während eine heiße Röte in ihr Gesicht stieg.

„Alles.“

„Und Ihr verachtet mich deshalb nicht?“

„Ich liebe dich darum, Kind!“

Barbara sah mit gesenktem Kopf und schwieg ein Weilchen. Dann nahm sie den kleinen Kater, drückte ihn an sich und sagte leise:

„Oh, es war zu schrecklich, was sie mit dem Tierchen taten! Kein Weib oder Mädchen, das ein Herz in der Brust hat, hätte es zulassen können!“ Und plötzlich warf sie sich, von neuermwachtem Ekel geschüttelt, in das Stroh zurück und schluchzte wild auf.

Graf Lewenborg wartete geduldig, bis sie sich beruhigt hatte. Dann fragte er, indem er ihre Hand streichelte: „Wer bist du, Kind? — Woher kommst du? — Erzähle mir alles, was dich angeht! Du sollst mir ganz vertrauen.“

Das Mädchen umklammerte fest die starke Hand des Obristen und sagte mit Inbrunst: „Oh, ich vertraue Euch, wie keinem Menschen auf der Welt! Noch nie hat jemand so gut zu mir gesprochen, — auch mein Vater und meine Mutter nicht.“

„Wer sind denn deine Eltern?“

„Sie waren Marktendersleute. Aber sie sind schon lange tot.“

„Mit wem also bist du jetzt?“

„Mit niemand. Ich lebe schon seit Jahren ganz allein für mich unter den Soldaten, — bald bei dieser, bald bei jener Armee. Und ich verdiene mir mein Brot mit der Passauer Kunst.“

„Und glaubst du wirklich daran, daß du fest bist und fest machen kannst, Kind?“

„Gewiß! — Gegen Dieb und Stich wenigstens.“

„Wie soll denn das zugehen, Barbara?“

„Euch will ich's sagen,“ erwiderte sie ohne Zögern.

„Mein rotes Haar gibt mir solche Kraft und eine goldene Kapsel, die ich auf meiner Brust trage. Wollt Ihr sie sehen?“

„Gewiß, zeig' sie mir nur, Kind!“

Ohne Scheu öffnete Barbara das Hemd, und der Graf sah ein altes, goldenes Amulett von der Größe eines Talers. Es wurde gehalten durch ein Ketten, das, durch eine obere Öse gezogen, um ihren Hals lag, und durch ein zweites Ketten, das, durch eine untere Öse laufend, den schlanken Rumpf fest umspannte. Die obere Fläche der flachen Kapsel zeigte ein seltsam verschörkeltes Zeichen, das in feiner Arbeit aus dem Metall getrieben war.

„Woher hast du das?“ fragte der Graf. „Es ist ein seltenes Stück.“

„Ich weiß es nicht. Ich hab's immer getragen, so lange ich denken kann, und die Eltern haben mir so erzählt: Als ich noch sehr klein war, zeigten sie einst einem gelehrten Magister die Kapsel. Der erklärte, dies Zeichen sei das Sigillum eines mächtigen Geisterfürsten, der sich Amazeroth nenne, und die verlöthete Kapsel enthalte geheime Zaubersprüche, die nicht nur mich selbst gegen Dieb und Stich mit eisernen und stählernen Waffen fest machten, sondern mir auch die Kraft gäben, andere fest zu machen. Dann schrieb er den Eltern ein Sprüchlein auf. Das sollte ich hertragen. Und ich mußte lernen, das Sigillum Amazeroths auf kleine Stücke Papier zu schreiben. Wenn ich so ein Papierchen dann würde mit einem meiner roten Haare umwickeln — so sagte der Magister —, würde jeder fest sein, dem ich solches Amulettchen gäbe. Für solchen Rat haben die Eltern dem gelehrten Manne viel Geld bezahlt und mir gesagt, das müsse ich nun mit der Passauer Kunst wieder einbringen und noch viel mehr dazu. Und sie lehrten mich, zwischen Dolchen und Schwertern zu tanzen und springen und mein Sprüchlein sagen und die Amulette an die Soldaten zu verkaufen. — Dann starb der Vater und die Mutter und ich lebte nur noch von meiner Kunst. Und als auch die Mutter an der Pest starb, trieb ichs allein so weiter. In Frankreich und Spanien, in Italien und Ungarn, in Polen und Böhmen und in allen deutschen Ländern.“ (Fortf. folgt.)

Don Quijotes letztes Wort.

Skizze von Hans Florian.

Don Quijote lag im Bette, blaß und hohlwangig, mit eingesunkenen Augen. In seinen Fieberphantasien, die ihn in den letzten Tagen seines Krankenlagers geplagt hatten, war er wieder als streitender Ritter seine Straße gezogen, hatte mit ebenbürtigen Gegnern hitzig gekämpft und war von tollgewordenen Schafferden, lärmenden Stampfmühlen, sprühenden Weinschläuchen und ähnlichem boshaften Zaubersput verwirrt und gepeinigt worden. Jetzt aber war das Fieber vorüber. Sein Verstand war klar, und deutlich empfand er, daß es bald mit ihm zu Ende gehe. Und plötzlich faßte ihn darüber ein heftiger Schmerz, er packte Sancho, der mit weinerlichem Gesicht, aber treu und geduldig an seinem Bette saß, krampfhaft am Arm und stöhnte laut.

„Habt Ihr Schmerzen, Herr?“ fragte Sancho.

„Ja“, rief Don Quijote, und sein Atem ging schwer, „es brennt mir auf der Seele, daß ich untätig und kraftlos hier liege, statt den Hilfsbedürftigen beizustehen und gegen Unrecht und Bosheit zu kämpfen, wie wir es früher taten.“

„Kränkt Euch nicht, Herr“, sagte Sancho, „Ihr seid krank und müßt sehen, daß Ihr erst wieder zu Kräften kommt, ehe Ihr an andere denkt. Ihr habt Eure Pflicht getan, Ihr und ich. Das ist genug. Der Kampf war zu ungleich, die Schlechten sind immer in der Überzahl. Wir waren zu wenig.“

„Nein, Sancho“, rief Don Quijote, „du weißt, daß ich nie vor der Übermacht zurückgewichen bin und den Kampf erst aufgegeben habe, wenn ich verwundet zu Boden sank. Jetzt aber liege ich hier im weichen Bett, ohne Wunde und ohne Kampf, und doch ist mein Arm so schwach und morsch, daß ich keine Waffe führen kann.“

„Es wird wieder besser werden. Ihr müßt geduldig warten.“

„Ich kann nicht warten — es ist keine Zeit zu warten!“ Er richtete sich jäh im Bette auf. „Jede Nacht, wenn ich mit offenen Augen im Dunkeln liege, höre ich die Not-schreie und das Stöhnen der Bedrängten. Unaufhörlich dringen die Schmerzensseufzer und die Angstrufe der unschuldig Leidenden auf mich ein. Ich hörte ihr Achzen und Jammern, ihre Hilferufe, ihr Weinen der Verzweiflung. Warten? Nein, ich kann nicht warten — ich muß fort — muß helfen. Laß mich, Sancho!“

Seine tiefliegenden Augen glühten, er streckte seine hageren, abgezehrten Beine aus dem Bett und wollte heraus-springen. Aber Sancho hinderte ihn daran. Er schob ihn mühe-los wieder ins Bett hinein und drückte ihn in die Kissen zurück. Dann rückte er seinen Stuhl dichter ans Bett, denn er fürchtete einen neuen Versuch des Kranken, herauszuspringen.

Aber diese Vorsicht war unnötig. Don Quijotes letzte Kraft war erschöpft.

„Sancho“, sagte er, nachdem es eine Weile still ge-wesen war, „es ist aus — ich sterbe.“

„Nein, Herr, nein“, rief Sancho erschreckt und angst-voll, und sein breiter Mund verzog sich wie bei einem Kind, das weinen will. Er legte seine fleischige Hand um die dürren Finger des Kranken, als wollte er ihn fest-halten. „Redet doch nicht vom Sterben — es ist dummes Zeug. Ich will Euch den Arzt wieder rufen — oder Eure Nichte.“

„Nein — ich brauche niemand — nur sie möchte ich sehen — sie —“, er umfaßte Sanchos Arm, „höre, Sancho — du mußt sie mir rufen — ich muß sie sehen vor meinem Tode — willst du, Sancho?“

„Ja, Herr, ja. Sprecht doch nicht von Eurem Tode. Wen soll ich Euch rufen? Sagt's mir nur deutlich.“

Don Quijotes Augen leuchteten.

„Sie — die Schönste von allen — die Perle der Frauen — meine Königin — Dulcinea von Toboso. Ich habe sie niemals gesehen — sie ging einmal an mir vor-

über — es war zu flüchtig — sie sah mich nicht an. Hole sie, eile, ich bitte dich — ehe ich sterbe, Sancho, du mußt sie holen —“

„Ich will ja — ich will ja, Herr, ich hole sie, ich schwör's Euch, Herr. Aber — wo? Wo ist sie?“

„Hier, nahe bei unserem Ort — in Val-de-Peñas. Sie hieß Aldonza Lorenzo — unter diesem Namen mußt du sie suchen.“

„Ich gehe, Herr.“

„Nein — du nicht, schicke den Knecht — er ist schneller — sag's ihm — er soll eilen —“

„Ja, Herr.“ Den Namen Aldonza Lorenzo vor sich her-sagend, eilte Sancho hinaus, rief den Knecht und gab ihm den Auftrag. Dann kehrte er zurück und lehnte sich wieder an das Bett des Kranken.

Eine Stunde verging. Don Quijote lag still, wie im Schlummer. Seine Nichte trat ans Bett, sein- beiden Freunde, der Pfarrer und der Barbier des Ortes, kamen ins Zimmer — aber er sah keinen an. Er öffnete nur ein-mal die Augen, fragte „Ist sie da?“ und schlummerte wieder ein.

Plötzlich scholl unten vom Hof herauf ein gresles, lang-gezogenes „Muuu—a!“ von einer groben weiblichen Stimme. Zugleich vernahm man das Trappeln von Schritten. Sancho eilte an das offene Fenster und blickte in den Hof.

Unten kam der Knecht an, neben ihm ging ein Esel, auf dem rittlings, wie ein Mann, eine derbe, schmutzige Bauernmagd saß. Als der Esel stand, sprang sie mit einem Satz herunter und folgte dem Knecht ins Haus, wobei sie dem Tier nochmals ein lautes „Muuu—a!“ Stroh still, du Mas!“ zuschrie. Gleich darauf trat sie ins Zimmer, blieb stehen und blickte mit dummen Augen umher. Ihre Ge-sichtsfarbe war von gesunder Röte, die Wangen etwas auf-gedunsen, der Mund war breit mit dicken Lippen, das Haar war grobsträhmig und ungekämmt. Sie trug ein rupferes Hemd und einen schmutzigen Rock, auf ihren bloßen Füßen saßen Staud und Dreck, und ihr Atem roch nach Zwiebel und rohem Knoblauch.

Das war Dulcinea von Toboso.

Still war's im Gemach, niemand rebete. Sancho Pansa stand, ohne sich zu rühren, der Magd gegenüber, den Kopf vorgeneigt, und blickte sie mit offenem Munde und mit einem stumpfen, leeren Ausdruck in den Augen un-verwandt an.

Don Quijote regte sich. „Ist sie da?“ fragte er matt.

„Nein“, rief Sancho, und seine Stimme klang heiser, „nein, nein!“ Er sprang auf die Bauernmagd zu, umfaßte sie und drängte sie vor sich her der Türe zu, wobei er sie mit seinem Körper den Blicken des Kranken zu verdecken suchte. „Geh“, flüsterte er hastig, „geh fort!“

„Man hat mich aber geholt — was soll ich?“

„Nichts! Es war ein Irrtum. Wir brauchen dich nicht. Geh fort! Geh nach Hause!“

Er stieß sie zur Türe hinaus und eilte dann zu seinem Herrn ans Bett zurück.

Don Quijote hörte und sah nichts mehr. Sein Atem ging noch röchelnd, und sein Gesicht nahm langsam die Farbe des Todes an. Sancho sah es mit Entsetzen, er fing an zu zittern und stieß einen wimmernden Laut aus. Plötzlich versuchte Don Quijote sich aufzurichten. Sancho faßte ihn, um ihn zu stützen, aber der Sterbende fiel wieder in die Kissen zurück. Seine Rippen bewegten sich.

„Sancho —“, lallte er, und sein Gesicht verklärte sich, „Dulcinea von Toboso — ist doch das schönste Weib — auf Erden —“

„Ja, Herr, ja“, rief Sancho, und die Tränen liefen über sein Gesicht, „ja, Dulcinea von Toboso ist das schönste Weib auf Erden!“

In Don Quijotes Gesicht zuckte es, er versuchte zu lächeln; dann sank sein Kopf auf die Seite. Er war tot.

Sancho fiel vor dem Bett in die Knie, drückte die Stirn auf den Bettrahmen und brach in jämmerliches Heulen aus.

Tropische Wirbelstürme.

Katastrophen, die wir nicht kennen. — 100 000 Menschen als Opfer eines Zyklons. — Seltsame Begleiterscheinungen.

Von Hermann Petersen.

In rascher Folge erreichten uns kürzlich Meldungen von zwei im Süden der Vereinigten Staaten durch Wirbelstürme verursachten Katastrophen, von denen die eine in Alabama 125, die zweite in Kentucky und Tennessee über 30 Todesopfer forderte. Wenn unsere Zonen erfreulicherweise von derartigen Verheerungen auch nicht heimgesucht werden, so sind diese Naturerscheinungen doch interessant genug, daß man sich einmal etwas näher mit ihnen beschäftigt.

Wirbelstürme treten in den Tropen fast überall auf. Nur eine Zone von etwa 6 bis 8 Grad beiderseits des Äquators ist vor ihnen völlig sicher. Ihre Bezeichnung wechselt je nach der Gegend. Spricht man in Nordamerika von Tornados, so in Westindien von Hurrikannen. Im Indischen Ozean sind es die Mauritiuss-Orkane, in den chinesischen Gewässern die Taifune, die schon manches Opfer gefordert haben.

Die Häufigkeit derartiger Wirbelstürme ist außerordentlich verschieden. Gewöhnlich drängen sie sich zu bestimmten Jahreszeiten, in denen die Luftdruckverteilung ihrem Entstehen günstig ist, zusammen, während der Rest des Jahres ganz oder doch beinahe völlig frei bleibt. In den Vereinigten Staaten, dem Schauplatz der beiden letzten Katastrophen, sind sie in den Monaten April bis Juni am häufigsten. Man hat ihrer außer zahlreichen Wirbelstürmen von geringerer Bedeutung mindestens drei mit katastrophalen Folgen zu erwarten, so daß die Bewohner dieser Gegenden, nachdem sie zwei Tornados nunmehr hinter sich haben, sich immerhin noch auf mindestens einen weiteren gefaßt machen müssen. Das regelmäßige Auftreten dieser todtbringenden Stürme hat dazu geführt, daß man in den am meisten bedrohten Gebieten zur Anlage wirbelsturmsicherer „Tornadokeller“ geschritten ist, in denen die Bevölkerung auf bestimmte Warnzeichen hin — ganz ähnlich wie im Kriege bei einem Luftangriff — vor der zerstörenden Gewalt des Sturmes Schutz sucht. Die Größe dieser Zerstörungswut erhellt aus der Tatsache, daß der durch Tornados in den Vereinigten Staaten angerichtete Schaden jährlich auf 35 Millionen Mark geschätzt wird, während ihnen im Jahresdurchschnitt 240 Menschenleben zum Opfer fallen. Doch wurde diese Zahl auch mehrfach erheblich überschritten, sie betrug sich beispielsweise im Jahre 1925 auf 792 Personen. Unendlich fürchterlichere Menschenverluste verursachte aber im Golf von Bengalen der Backergunge-Orkan im Jahre 1876 durch eine Flutwelle, die gegen 100 000 Menschen verschlang.

Die Wirbelstürme entstehen — wenigstens auf der nördlichen Halbkugel — in der Weise, daß beim Herannahen eines Tiefdrucksystems die heißen Winde auf der Südseite auf die kalte Luftströmung vom Norden her treffen, was an der Südostecke des Systems zur Wirbelbildung führt. Dieser Wirbel steht nun nicht still, sondern bewegt sich, meist mit erheblicher Schnelligkeit, fort, und zwar zunächst in westlicher Richtung, biegt dann aber in der Regel nach Norden und Nordosten um. Das Sturmzentrum weist gewöhnlich eine elliptische Form auf, deren Längsachse in der Sturmrichtung liegt. Ganz im Mittelpunkt des Wirbelsturms pflegt völlige Windstille zu herrschen. Man nennt diesen Teil auch wohl das „Auge des Sturms“, weil hier aus der im übrigen tief herabhängenden dunklen Wolkendecke der blaue Himmel hervorluchtet. In diesem Auge des Sturmes herrschen zuweilen ganz erstaunlich niedrige Barometerstände. Der tiefste bisher einwandfrei gemessene erreichte nur 667 Millimeter; er wurde im August 1927 von einem niederländischen Dampfer östlich der Philippinen ermittelt. Das Barometer stand hier um 8½ Uhr auf 731 — schon ein bedenkliches Zeichen, denn der normale Stand in dieser Gegend beträgt 760 Millimeter — sank binnen drei Stunden auf 667, wo es nur einige Minuten verweilte, und ging dann in weiteren vier Stunden wieder auf 730 hinauf.

Die Ausdehnung der Wirbelstürme schwankt außerordentlich, und zwar im wesentlichen je nach der geographischen Breite. Je höher nach Norden sie auftreten, desto größeren Umfang pflegen sie zu besitzen, desto geringer ist aber auch die Windstärke. Man hat z. B. auf dem nördlichen Teil des Atlantischen Ozeans einen Wirbelsturm beobachtet, der das Gebiet von Neufundland bis Irland heimsuchte. Die bei ihm erreichten Windgeschwindigkeiten kamen aber bei weitem nicht an die heran, die in den zwar räumlich begrenzteren, aber dafür um so stärkeren Wirbelstürmen in größerer Nähe des Äquators gemessen worden sind. Auch hier spielt übrigens die geographische Lage eine wesentliche Rolle. Während die Geschwindigkeit im Indischen Ozean selten über 18, im Golf von Bengalen über 25 Kilometer in der Stunde hinausgeht, erreichen die Taifune bis zu 45, die amerikanischen Tornados aber bis über 300 Kilometer in der Stunde. Das entspricht einer Sekundengeschwindigkeit von nahezu 100 Metern, wobei zum Vergleich darauf hingewiesen sei, daß ein Sturm, der Ziegel von den Dächern wirft und ähnlichen Schaden anrichtet, nur den fünften Teil der genannten Zahl erreicht.

Eine eigentümliche Begleiterscheinung der meisten Wirbelstürme ist der ungewöhnlich schnelle Temperaturfall, der nach ihnen einzutreten pflegt. Diese Erscheinung wird vor allem bei den südamerikanischen Pamperos deutlich. Man hat in Argentinien beobachtet, daß innerhalb weniger Stunden das Thermometer von 40 auf nur 15 Grad sank.

Während der Landbewohner dem Wüten eines tropischen Wirbelsturms bis auf die bereits erwähnten Tornadokeller vollkommen schutzlos preisgegeben ist, sind die Gefahren für Schiffe auf offener See weit weniger groß. Ein schwerer Orkan erfordert natürlich größte Aufmerksamkeit von Schiffsführung und Besatzung, aber Gefahr droht eigentlich erst dann, wenn man in das Zentrum, das Auge des Sturms, gerät. Zwar berührt die hier herrschende völlige Windstille nach dem eben überstandenen wütenden Sturm angenehm, doch heftige, von allen Seiten auf einander zustößende, sogenannte Kreuzseen werfen das Schiff hin und her; zudem muß man in jedem Augenblick darauf gefaßt sein, den Orkan aus anderer, vorher nicht erkennbarer Richtung wieder losbrechen zu sehen. Am sichersten ist es immer, nicht in ein solches Sturmzentrum zu geraten, was die moderne Wettermeldung mittels Rundfunk und drahtloser Telegraphie heute auch auf den entlegensten Meeresteilen ermöglicht. Auf Hunderte von Kilometern wird die wahrscheinliche Bahn eines Wirbelsturms festgelegt und allen Schiffen mitgeteilt, die so hinreichend Zeit erhalten, durch entsprechenden Kurswechsel der drohenden Gefahr zu entgehen.



Lustige Ecke



Methode Coné.



„Ja, mein lieber, retten kann ich Sie leider nicht! Ich werde Ihnen aber suggerieren, daß Sie auf dem Trockenen säßen!“

Verantwortlicher Redakteur: Marian Seyle; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann L. & o. p., beide in Bromberg.